

Es handelt sich bei diesen beiden Büchern um sehr gut geratene, bisweilen zum Schmunzeln reizende Zwillinge. In sehr gefälliger Aufmachung und in vielen sich ergänzenden, spritzigen Gedankenäusserungen ähneln sich beide zum Verwechseln. Man möchte aber auf keinen der beiden verzichten. Petuchowski hat schon recht: Man muss mehr erzählen und weniger theoretisieren. Das rabbinische Schrifttum bietet eine Fülle kaum erschlossenen Erzählgutes über Gott, die Menschen, die Tiere, die Pflanzen und die Geschichte. Dieses ganze Material ist aber nicht für den blossen Zeitvertreib da, sondern um die Menschen zu überraschen, um sie stutzig und neugierig zu machen. Ein Beispiel: »Ein gewisser Nichtjude fragte Rabbi Josua: ›Ihr habt Feiertage, und wir haben Feiertage. Wenn ihr euch freut, freuen wir uns nicht; und wenn wir uns freuen, freut ihr euch nicht. Wann freuen wir uns denn zusammen?‹ Rabbi Josua antwortete: ›Wenn der Regen fällt.« (Es lehrten unsere Meister, S. 76). Diese Geschichte ist – wie andere rabbinischen Anekdoten, Gleichnisse, Sinnsprüche, Gebete und Bibeldeutungen, die sich in beiden Büchlein finden, offen für verschiedene Deutungen. Man könnte sie u. a. für das christlich-jüdische Gespräch anwenden. Man soll da nicht nur von Verschiedenheiten im Glauben reden. So wie sich im Orient alle Menschen in der Freude über den langersehnten Regen einig waren, mochten sie sonst noch so zerstritten sein, so sind sich Christen und Juden zutiefst einig, wenn es um Menschliches geht: um den Schutz des Lebens und der Gesundheit der Menschen etc. Auch solche Dinge sollten im Dialog betont und einander immer wieder gesagt werden. Ins Stammbuch der christlichen und der jüdischen Dialogiker ist z. B. auch zu schreiben, dass Gott den Israeliten beim Durchzug durch das Schilfmeer (vgl. Ex 14–15) nach rabbinischem Verständnis einzig folgende Order gegeben habe: »... das einzige, was Israel zu tun braucht, ist vorwärts zu gehen« (Es lehrten unsere Meister, S. 125). Wer nur beschuldigend zurückschaut auf die vergangene christlich-jüdische Feindschaftsgeschichte, geht eben nicht voran!

Wie sehr auch ein veraltetes, nicht mehr stimmiges rabbinisches Erzählgut noch heute zum Nachdenken anregen kann, zeigt etwa die Anekdote im zweiten Büchlein von Petuchowski (»... Ferner lehrten unsere Meister...«, S. 69): »Es wurde gelehrt: Wenn ein Kind im Mutterleib geformt wird, sind drei daran beteiligt: der Heilige, gelobt sei Er, der Vater und die Mutter. Vom Samen des Vaters kommen die weissen Substanzen wie das Gehirn, die Nägel, das Weisse der Augen, die Knochen und die Sehnen. Von der Mutter stammen die roten Substanzen wie das Blut, die Haut, das Fleisch, das Haar und das Schwarze in den Augen. Der Heilige, gelobt sei Er, Sein Name sei gepriesen und Sein Gedenken verherrlicht, gibt dem Kind die folgenden Dinge: Lebensodem, Seele und Gesichtsausdruck, die Sehkraft, das Gehör und die Sprache, die Fähigkeit, die Hände zu erheben und mit den Füßen zu gehen, und Weisheit, Einsicht, Rat, Wissen und Kraft...«

Der Nichtfachmann kann sich von vielem jüdischen und christlichen Glaubensgut keinen rechten Begriff machen. Wenn es ihm aber gut erzählt wird, kann er leichter zustimmen. Voraussetzung ist allerdings, dass der Übersetzer und Herausgeber solcher Erzählungen ein ausgewiesener Fachmann ist. Im Falle des sehr disparat vorliegenden rabbinischen Erzählgutes ist dies doppelt wichtig. Der bedeutende Fachmann Petuchowski leistete als Übersetzer und Herausgeber Tadelloses. Beide Bücher sind sehr gut geeignet zum Lesen, zum Meditieren und zum Schenken. Clemens Thoma

HERMANN RÖHRS / ERNST MEYER: Die pädagogischen Ideen Martin Bubers. Erziehungswiss. Reihe Band 18. Wiesbaden 1979. Akademische Verlagsgesellschaft. 57 Seiten.

Der 100. Geburtstag Martin Bubers liegt hinter uns. Vor uns liegt ein Büchlein, das die beiden in der Wormser Vortragsreihe im September 1978 gehaltenen pädagogikbezogenen Vorträge der Heidelberger Erziehungswissenschaftler Hermann Röhrs und Ernst Meyer enthält. Röhrs stellt drei Aufgabenkreise heraus, in denen sich das Pädagogische bei Buber ausdrückt: Das Religiöse in der Gestalt des Chassidismus hat im Lehrer-Schüler-Verhältnis eminent pädagogischen Charakter; das dialogische Prinzip stiftet in der Kategorie der Begegnung die pädagogische Grundstruktur; im Erzieherischen entfalten sich Dialogbereitschaft und -fähigkeit in hervorragender Weise. In allem, was in der Erziehung geschieht, geht es letztlich um eine Durchmenschlichung der Wirklichkeit, die identisch ist mit dem »Gottzutragen des gewohnten Lebens«. So runden sich bei Buber religiöse und pädagogische Konzeption in harmonischer Einheit.

Ernst Meyer, Didaktiker der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, zeigt, wie »Elemente des Zwischenmenschlichen« auf dem Umweg über amerikanische Psychologie (C. Rogers) Eingang gefunden haben in die deutsche Erziehungspsychologie. In den Begegnungsgruppen zur Interaktion zwischen Menschen sollen Achtung, Verstehen und Echtheit eingeübt werden. Zu den Grundbegriffen der modernen Kommunikations- und Gruppentheorie gehört der Begegnungsbegriff, wie ihn M. Buber entwickelt hat, ebenso die Bestätigung, die für die Selbstwerdung des jungen Menschen das Lebensbrot ist. Meyer ist sicher zuzustimmen, wenn er feststellt, dass der tatsächliche Einfluss Buberscher Gedanken auf die moderne Pädagogik weder übersehbar noch im einzelnen nachweisbar ist. Zwei weitere Nachweise gelingen Meyer: dass Bubersche Tendenzen Eingang gefunden haben sowohl in die gegenwärtigen Bildungspläne wie in den Schulalltag, allerdings mit der Einschränkung, dass die religiöse Komponente dort nicht in gleicher Gewichtigkeit eine Rolle spielt, wie dies bei Buber der Fall ist. – Beide Beiträge sind für den Kenner Bubers eine wertvolle Zusammenfassung von bereits Bekanntem und für den Neuling eine gute Einführung. D. Heinz-Horst Schrey, Heidelberg

JOSEPH R. ROSENBLOOM: Conversion to Judaism: From the Biblical Period to the Present. Cincinnati, Ohio 1978. Hebrew Union College Press. 178 Seiten.

Ein Buch, in welchem der Versuch unternommen wird, die Frage der Aufnahme ins Judentum im ganzen der israelitisch-jüdischen Geschichte zu untersuchen, ist, soviel wir wissen, noch nicht vorgelegt worden. Die neueren Studien umfassten meist die spätantike-frühmittelalterliche Periode (B. Bamberger, W. G. Braude, E. Lurie). Der Verf. behandelt zunächst die biblische Zeit mit ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und unterschiedlichen Arten von Fremden, solchen die mit Israel verschmolzen, und anderen, die inmitten Israels wohnten. Die Septuaginta hatte bereits sehr sensitiv verstanden, dass zu verschiedenen Zeiten jeweils andere Termini zu verwenden sind, und überträgt den hebräischen Text daher auch dementsprechend. Entscheidend, welche Stellung gerade zum Proselyten eingenommen wurde, war die jeweilige historische Situation. Dazu kommt, dass auch ein Begriff, wie etwa der des »ger«, eine lange Entwicklung erfahren hat: Von einem ursprünglich landlosen Fremden benutzte man diesen Terminus, später war es ein

untergeordneter, wenn auch schutzbedürftiger Fremder, schliesslich bekam das Wort die Bedeutung eines naturalisierten Ausländers.

Die Stellung zum Proselyten hängt also entscheidend von der jeweiligen Situation ab: In der Zeit Esra stand man ihm gewiss negativer gegenüber, weil die Gesellschaft in Auflösung begriffen war. In der späteren persischen Zeit des 5. und frühen 4. Jahrhunderts konnte man den Proselyten grosszügiger empfangen, weil die äusseren Gefahren geringer waren.

Was nun die früh-rabbinische Zeit angeht, so ist seit langem bekannt, dass das Judentum »missionarisch« war, die rabbinischen Quellen belegen diese Tatsache ebenso wie das NT (Mt 23, 15). Philo und Josephus bezeugen auch eine Missionsaktivität in der jüdischen Diaspora.

Neben den Proselyten gab es Menschen, die dem Judentum nahestanden, ohne sich voll zu integrieren: die Gottesfürchtigen, die man als »sebomenoi«, »phoboumenoi ton theon« und »metuentes« bezeichnete. Für die Männer war die Beschneidung sowie die Taufe eine *conditio sine qua non*, für die Frauen die Taufe. Erst als im 4. Jahrhundert das Christentum zur Staatsreligion wurde, musste die jüdische Mission offiziell eingestellt werden.

Im Mittelalter gab es nur vereinzelte Übertritte, gleichwohl behandeln die Kodizes das Problem, als ob es keine Inquisition gäbe; immerhin ist die Gesetzgebung des Schulchan Aruch (1567), und nicht nur diese, gegenüber den Proselyten recht zurückhaltend.

Von Einzelfällen sind eine Reihe konvertierter Geistlicher bekannt. So Bodo (839), der nach seiner Verheiratung und Konversion in das muslimische Spanien floh. Manche wurden Juden durch das Studium der hebräischen Sprache. Ein anderer berühmter Konvertit war Obadiah, ein Kleriker aus Süditalien (Ende des 11. Jahrh.).

Neben der Bekehrung einzelner ist der Übertritt ganzer Völkerschaften bekannt: Die Idumäer, ferner die Königsfamilie von Adiabene (1. Jahrh.) wandten sich dem Judentum zu.

Die bekannteste Massenbekehrung eines Volkes zum Judentum ist die der Khazaren, ein türkisches Volk, das zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer lebte. Wann diese Konversion stattgefunden hat, kann heute immer noch nicht genau festgestellt werden. Die Zeit zwischen 750 und 800 kommt dafür in Frage. Im übrigen mag das von den Khazaren praktizierte Judentum recht fragmentarisch gewesen sein, da sie weit weg von jüdischen Zentren lebten.

Eine andere Gruppe von Menschen, die irgendwann einmal das Judentum angenommen haben, sind die schwarzen Juden aus Abessinien, die Falaschas. Heute leben dort kaum mehr als 20 000 von ihnen; die meisten sind sehr arm. Äusserlich unterscheiden sie sich wenig von der übrigen Bevölkerung. Das Judentum ist ihnen auch nur in Umrissen bekannt, aber sie beachten die Speisegebote. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts soll es noch 200 000 Falaschas gegeben haben. Ihre niedrige Zahl in unseren Tagen geht teilweise auf christliche Bekehrungen zurück, welche protestantische Missionen, meist britischer Provenienz, an ihnen vornahmen.

In der Neuzeit gibt es mannigfache Übertritte wegen Mischehe. Zunehmend mehr Menschen treten jedoch auch zum Judentum über, weil sie in dieser Religion eine geistige und seelische Befriedigung finden.

Die Rabbiner befolgen keine einheitliche Praxis in der Aufnahme: Die Orthodoxie ist weit zurückhaltender als die Reform. Immerhin hat das orthodoxe Rabbinat Israels von 1948–1968 insgesamt 2 288 Proselyten aufgenom-

men; es hat den Anschein, dass in den späteren Jahren die Praxis eher erleichtert worden ist. Es wäre einer psychologischen Studie wert, im einzelnen zu untersuchen, warum die jüdische Orthodoxie sich gegenüber Proselyten heute äusserst reserviert, wenn nicht gelegentlich sogar ablehnend verhält. Eigentlich müssten Juden doch froh sein, wenn andere sich ihnen anschliessen wollen; einmal sollte es sie befriedigen, dass ihre Religion noch anziehend genug auf andere wirkt, ferner haben die Juden durch den Massenmord durch die Ausrotter in der Zeit von 1933–1945 derart viel Menschen verloren, dass eigentlich kein Grund bestünde, die Reihen nicht durch jene aufzufüllen, denen es nach dem Judentum verlangt.

Die vorliegende Studie ist sehr anregend geschrieben und bietet einen guten Überblick über dieses durchaus interessante Problem.

Bekanntlich haben die Juden einen tief verwurzelten Horror vor dem, was bis vor kurzem noch unter der Bezeichnung »Judenmission« firmierte. Vielleicht nimmt diese Abneigung ein wenig ab, wenn Juden sich vor Augen führen, dass sie selbst zu Zeiten auf missionarischem Gebiete recht aktiv gewesen sind: Das ist eben die andere Seite der Münze.

Ernst Ludwig Ehrlich

GÜNTER STEMBERGER: Das klassische Judentum. Kultur und Geschichte der rabbinischen Zeit (70 n. Chr. bis 1040 n. Chr.). München 1979. Verlag C. H. Beck. 271 Seiten.

Anhand von zwei Büchern, die kurz nacheinander auf deutsch im Münchener Verlag C. H. Beck erschienen und die teilweise die gleichen Perioden jüdischer Geschichte behandeln, wird deutlich, wie es heute um die Akzentsetzung der jüdischen Geschichte etwa steht.

Die Verfasser des von *Haim Hillel Ben-Sasson* herausgegebenen Sammelbandes (Geschichte des jüdischen Volkes, Band 1: Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert¹) sind eine angesehene israelische Geschichtsforscherguppe (A. Malamat, H. Tadmor, M. Stern / Sh. Safraï). Das damit zu vergleichende Buch stammt vom nichtjüdischen Wiener Judaisten Günter Stemberger.

Günter Stemberger hebt sich in seiner Geschichtsdarstellung deutlich von der israelischen Forschergruppe ab. Seine Maxime lautet: »Die rabbinische Zeit wird nur verstanden, wenn die Vielfalt der Einflüsse und Strömungen, die im Judentum gewirkt haben, berücksichtigt wird und man sich nicht nur auf die einseitige Tradition der rabbinischen Schriften verlässt« (10). Er legt ferner grossen Wert auf den kulturellen Rahmen der Spätantike, »um nicht durch einseitige Betonung der innerjüdischen Züge das Bild zu verzerren« (181). Die Stärke Stembergers liegt darin, dass er keine Rücksicht auf jüdisch-religiöse Traditionen nehmen will, und dass er die zeitgleiche ausserjüdische Welt samt ihrem Machtapparat, ihrer Philosophie, Religion und Kultur für die Gewichtung innerjüdischer Anschauungen und Ereignisse bezieht. Er betreibt eine sehr nüchterne, auf soziologischen Statistiken, formgeschichtlichen Analysen und Ideenvergleichen beruhende Geschichtsschreibung. Bisweilen leidet die klare geschichtliche Linie unter der Ausfaltung zu vieler Details, die gelegentlich fast wie Klötzchen aneinander gereiht werden. Seine wichtigsten Gewährsmänner sind u. a. M. Avi-Yonah, S. W. Baron, J. Heinemann, S. Lieberman, J. Neusner, G. Scholem und E. E. Urbach.

¹ S. o. S. 131.